Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Neue Bücher

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Neue Bücher

Von Heinrich Spiero-Hamburg

Der verstorbene Alexander von Roberts erzählte einmal, wie er in seiner schriftstellerischen Laufbahn von der Novelle zum Roman und von diesem zum Drama gekommen wäre — immer erfolgte das auf Grund einer das Gegenteil erwartenden Prophezeiung. Einmal hatte ihm, der immer nur Erzählungen schmalen Umfanges geschrieben hatte, Frau Fanny Lewald gesagt: „Roberts, Sie werden nie dreispännig fahren" — und flugs ging er hin und schrieb einen mehrteiligen Roman. Ein andermal hatte ihm jemand die dramatische Begabung abgesprochen — und sofort schrieb Roberts erfolgreiche Dramen. Nicht immer, ja, nur sehr selten glückt einem in gewisse Grenzen gebannten Talent ein Hinausrecken über den bisher mit innerer Befriedigung und äußerem Gelingen ausgefüllten Rahmen; um so öfter aber sehen wir, wie eine ihrer Kräfte gewisse Begabung immer wieder Schönes und Wertvolles schafft wenn sie, ohne rechts und links zu blicken, im zugewiesenen Bezirk verharrt. So ergeht es innerhalb des breiten Flusses ihrer starken Produktion immer wieder den Brüdern Hans und Fedor von Zobeltitz. Sie sind mit unsere vornehmsten Unterhaltungsschriftsteller und gerade so weit Dichter, daß ihre besten Werke durchaus selbst das gute Niveau der Unterhaltung überragen, zumal da ihnen oft ein fein festgehaltener heimatlicher Einschlag nicht mangelt. Hebbel hat einmal gesagt, daß jeder, der seine Poesie in den der Unterhaltung gewidmeten Formen ausgibt, es büßen müsse; diese Formen seien so bequem, so locker, daß sie, weit entfernt, den Geist zusammenhalten, wie die höheren es tun, im Gegenteil von ihm zusammengehalten werden müssen und sich jedem Inhalt bequemen, wenn er einmal die Spannkraft verliert. Dieser Gefahr, die manches schöne Talent ruiniert, ist Hans von Zobeltitz immer wieder entgangen und nicht zum mindesten in seinem neuen Buch „Auf märkischer Erde" (Berlin, Egon Fleischel u. Co.). Es ist ein Roman aus der Konfliktszeit, der sich abspielt zwischen einem märkischen Gut und Berlin. Das Hauptthema ist die Herzensgeschichte einer jungen Landedeldame und hochbegabten Künstlerin, die nach einer furchtbaren Enttäuschung schwer in den Hafen einer warmen, auf Dauer gegründeten Liebe gelangt. Sie und die Ihren, ihr ganzer Kreis lebt voll mit in dem bewegten Sein der letzten Jahre vor dem deutschen Kriege; alle Verbitterung der inneren Politik bis zu dem großen Triumph von 1866 bewegt auch das Haus Hackentin, und es wird nichts bloß von außen hineingetragen, es herrscht nicht die Bemühung, möglichst viel bunten Stoff zueinander zu packen, sondern die Stimmung bleibt ganz einheitlich, wird oft zart und fein wiedergegeben. Und welche Fülle von Gestalten neben der Heldin, von dem roten Kreisrichter aus adligem Hause bis zu der alten Großmutter, die der Gatte immer noch wegen einer leisen Neigung zu Theodor Körner neckt, der alte märkische Edelmann selbst in seinem einfachen Milieu, der Sohn, der den neuen industriellen Aufschwung wahrnimmt, der junge Offizier aus altem Neuenburger Geschlecht und alle die anderen. Es ist ein Buch, das man mit Spannung zu Ende liest, gern wieder vornimmt, und das nicht nur den Namen der märkischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erde trägt, sondern in seiner durchaus preußischen Knappheit, seinem Ernst und seiner doch wieder fast soldatischen Frische einem lieb wird und lieb bleibt.

Frische! Wie schmerzlich vermißt man die bei dem größten Teil der anderen Werke dieser Jahresernte! „Kubinke", der neue Roman von Georg Herrmann (Berlin, Egon Fleischel u. Co.), beginnt so, als ob er sein Thema frisch und ohne Seitensprünge zu Ende bringen würde. Statt dessen erstickt diese Geschichte eines jungen Friseurs zwischen drei Berliner Dienstmädchen förmlich in dem langsam immer wieder aufgerollten Drum und Dran der Küche, der Hintertreppe, des Tanzlokals. Breite war immer der Fehler Georg Herrmanns und verdarb ihm auch die dauernde Wirkung seines fein angelegten und fein eingestimmten bekannten Romans „Jettchen Geberts Geschichte" am Ende völlig, — hier wird sie bald nach dem Anfang unsympathisch, zumal da Herrmann immer wieder seine alte Technik braucht, das Kommende in Andeutungen vorwegzunehmen. Er besitzt den Blick für das eigentümliche Leben, von dem Zola im „Pot-Bouille" erzählt, er könnte es ins Berlinische gewendet darstellen; aber in unnützer Breite verdirbt er sich selbst den guten Anfang und weiß uns auf die Dauer für seine Gestalten nicht zu erwärmen, bei denen er doch niemals ganz vom Typischen zum Individuellen gelangt. Im übrigen wird er in den Details oft gerade dadurch unerquicklich, ja anstößig, daß er an Stelle ruhiger Erzählung plötzlich mit betonter Gebärde einen Schleier vorzieht, hinter dem uns doch fast nichts mehr zu ahnen übrig bleibt.

In eine sehr andere Welt tritt man mit dem Roman von Traugott Pilf, „Grete Rautenstrauch" (Wiesbaden, Heinrich Stadt), in die golden schimmernde Sommerwelt des braunschweigischen Landes, in den blühenden Garten eines Pastorats, von dessen Bewohnern der alte, humorvolle Emeritus und die junge, leuchtende Haustochter dem Leser am nächsten kommen. Für meinen Geschmack ist das Werk zu stark mit den heute landläufigen Schlagworten gegen den positiven Glauben durchsetzt. Pilf merkt nicht, daß er seinem Pastor Rautenstrauch eigenhändig den Boden unter den Füßen wegzieht; aber es geht von dem Buch, zumal in der ersten Hälfte, ein erquickender Hauch frischer Landluft aus, der über künstlerische und andere Schwächen hinwegbringt.

Luise Algenstädt, die schon früher Werke aus dem jüdischen Leben veröffentlicht hat, gibt jetzt unter der Aufschrift „Die große Sehnsucht" (bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig) drei jüdische Novellen heraus. Die drei Erzählungen stellen unter sich eine starke Steigerung dar, von einem trüben Idyll im deutschen Winterschnee bis zu einem, weite Blicke in eine ferne Zukunft auftuenden Bilde in den galizischen Karpathen. Die große zionistische Sehnsucht, die durch so viele jüdische Herzen, zumal in den unerträglichen Ansammlungen Osteuropas, geht, hat Luise Algenstädt mit vollem Anteil eingesogen, und sie stellt sie nun mit feiner Künstlerhand dar. Insbesondere der Zug der durch Österreich und Ungarn nach Zion wandernden Juden mit der blinden Großmutter und dem sterbenden Kinde hat unverwischbare Silhouetten, ist außerordentlich lebendig und fein und ohne unechte Empfindelei gegeben. Das Ethnologische und für die meisten Leser Fremdartige gibt nicht den eigentlichen Reiz ab, der geht von den Gestalten selbst aus, deren jede doch nicht nur ein Typus, sondern eine ganze Persönlichkeit ist. Auf den Seiten des nicht umfangreichen Buches leben viele unter sich verwandte Menschen, deren jeder die ganz gleiche Sehnsucht individuell zum Ausdruck bringt, während die fremd

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bleibenden Gegenspieler nicht fehlen. Es ist ein Buch von dauerndem Gehalt.

Mit einem schweren und nicht gewöhnlichen Problem ringt der junge Hamburger Dichter Hans Franck in seinem ersten Roman „Thieß und Peter" (Berlin, Oesterheld u. Co.). Thieß und Peter sind zwei Freunde, von denen der eine den anderen auf dem Lehrerseminar durch seine größere, fast suggestive Gewalt völlig von den Kameraden ablöst und zu sich, als dem einzigen Genossen, hinüberzieht. Die Freundschaft überdauert Jahre der Trennung, bis sich beide als Lehrer in einer Großstadt wiederfinden, und nun setzt das Problem ein: Thieß, der Schöpferische, Kraftvolle, der ganz auf eins gestellte Dichter, lenkt Peter immer wieder aus der Bahn, will ihn selbst zum Schöpfer emporsteigern, während Peter nur die innere Bestimmung hat, als ein Empfangender und Wiedergebender auf seinem, dem musikalischen Gebiet, weithin zu wirken. Erst durch eine kluge und liebende Frau, die Thieß sich nicht erobert, aber Peter gewinnt, kommt der Konflikt zum Ausbruch und Austrag. Und nun wird der Stärkere zum Flehenden; der andere aber will, ob auch blutenden Herzens, nicht wieder anknüpfen, was er mit vollem Bewußtsein zerrissen hat, er darf als wahrhaftiger Mensch sich nicht knechten lassen, sie müssen nun versuchen, allein ihre Wege zu gehen, jeder statt des Freundes eine Frau zur Seite. Sie wissen voneinander, aber sie leben nicht mehr miteinander, „und der Morgen findet jeden stark zu seinem Werke". — Das alles ist psychologisch sehr fein und echt aufgebaut, das beste wohl die gegenseitige Aussprache bei der Trennung, die fast dramatisch zugespitzt erscheint. Das Buch steht ganz auf den beiden Menschen, selbst die beiden Frauen müssen gerechterweise neben der Darstellung dieses Verhältnisses zurücktreten, und merkwürdig berührt es, daß auch der Lehrerberuf nicht mit einer leisesten Nuance beide Männer zu beeinflussen scheint — doch wohl eine kleine Schwäche des Werkes. Im ganzen ist es ein vieles versprechender Erstling, ein durchempfundenes, nicht gewöhnliches, starkes Buch. (In Klammern: Müssen seit Frenssen Menschen, die aus Schleswig-Holstein und Ostfriesland stammen, immer so unglaubliche Namen haben? Bei Storm und Kröger geht es doch ohne das, und die Glaubhaftigkeit wird auch nicht durch solche Äußerlichkeiten, sondern auf anderem Wege erreicht. Es gehört ordentlich ein Studium dazu, sich die Namen, die bei Frenssen, Dreesen, Franck, Popert auftreten, wirklich zu merken.)

Der neue Roman von Max Grad „Die Andere" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow) stellt sich ein nicht minder interessantes Problem: das nämlich, wie die Existenz einer unbekannten Dritten, die einst den Eltern zum Schicksal ward, das Geschick einer ihr ferner nachartenden Tochter überschattet. All das Schwere, was dieser junge Mensch durcharbeiten und durchkämpfen muß, bis er zur Harmonie gelangt, stammt im Grunde von jener Dritten her, deren Schatten immer über dem Hause liegt. Vieles hat Max Grad fein und echt herausgebracht; leider verdirbt er sich manches durch Äußerlichkeiten seines Stils, ein Präsens historicum, aus dem er doch immer wieder, ohne es zu wollen, herausfällt, und durch eine allzu große Breite. Fein ist psychologisch dargestellt, wie aus ganz verwandten Elementen zwei so verschiedene Menschen werden und werden können wie jene andere und die ihr äußerlich so ähnlich, innerlich von ihr ganz verschiedene jüngere Frauengestalt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vor Jahren habe ich an dieser Stelle das außerordentliche Werk der Gräfin Adeline zu Rantzau „Ein unmöglicher Mensch" hervorgehoben. Nach langer Pause gibt uns diese Dichterin heute wieder ein Buch, das sich weit über den Alltag hinaushebt und die Gewähr der Dauer in sich trägt, den Roman „Der Dritte" (Berlin, Martin Warneck). Im Grunde steht ganz dasselbe im Mittelpunkt dieses Werkes, was jenes andere so hoch erhob: die Darstellung eines Menschen, der niemals anders sein kann als ganz wahrhaftig und Dritte nicht anders ansehen kann als aus dieser Wahrhaftigkeit heraus. Und doch ist die Mara von Doren dieses Buches individuell eine ganz andere als jener unmögliche Mensch. Etwas wie geheimnisvolle Wirkung in die Ferne geht von ihrer Reinheit aus und hält den Geliebten, der ihr doch längst den Scheidebrief geschrieben hat, über dem Versinken, so daß er künstlerische und menschliche Kraft zur Höhe wiederfindet. Und daß wir mit Adeline Rantzau zur Höhe steigen, aufgehalten, aber doch auf die Dauer unaufhaltsam, das ist der große innere Wert ihrer Werke. Bei ganz wahrhaftiger Darstellung des äußeren Lebens ist doch alles in einen Glanz aus ewigen Fernen getaucht, eint sich alles nicht zur Bejahung unseres tieferen Lebens, sondern zur Verklärung des Menschen über sich selbst hinaus durch die aus gläubigem Herzen stammende Liebesfähigkeit. Unter allen unseren jüngeren Schriftstellern greift Adeline Rantzau am tiefsten in den unerschöpflichen Born des Christentums hinunter und steht so nah verwandt neben einer eigentlichen literarischen Kreisen ebenso unbekannten Dichterin, neben Gertrud Prellwitz. Möge das Buch die weiteste Verbreitung, die tiefste Wirkung haben!

Und die weiteste Verbreitung und die tiefste Wirkung wünsche ich noch einem anderen Werk, das freilich künstlerisch nicht auf dieser Höhe steht, dessen Leben aber auch aus den Tiefen einer erbarmenden und tatkräftigen Liebe gespeist ist: dem vom Dürerbunde herausgegebenen Buch „Helmuth Harringa" von Hermann Popert (Dresden, Alexander Köhler). Das Werk trägt die Tendenz auf der Stirn und ist doch kein Tendenzbuch in irgendwie unangenehmem Sinn, will freilich auch nicht als Kunstwerk an sich gewertet werden. Die Erzählergaben Poperts sind unverächtlich, vieles ist außerordentlich treu und lebendig dargestellt, aber was schließlich aus dem Buch hervorleuchtet und ihm seine tiefere Begründung gibt, ist ein heißer Aufruf zum Kampf für die Freiheit der Menschenseele innerhalb des modernen Maschinenzeitalters, zum Kampf für den Menschen und seine unsterbliche Seele, gegen seine Verwendung als bloße Maschine, als Sache. Daß dieser Kampf für Popert vor allem gegen den Alkohol und seine Macht und seine Machthaber geht, wird so unaufdringlich, so wie von selbst durch den Gang der Handlung begründet, daß dem schönen und reinen Buche auch in diesem rein praktischen Sinne die weithin lebende Wirkung nicht fehlen wird. Es ist ein echtes Volksbuch, das zu dieser Weihnachtszeit hoffentlich von Tausenden gelesen und an Tausende weitergegeben wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG